

Christoph Bangert

DER KRIEGSFOTOGRAF ÜBER SEINE FLUCHT VOR DER BELIEBIGKEIT, DAS KLISCHEE DES FRONT-COWBOYS UND BILDER, DIE ETWAS AUSLÖSEN

fotoMAGAZIN: Warum fotografieren Sie in Kriegsgebieten?
Christoph Bangert: Meist sprechen Kollegen bei dieser Gelegenheit vom journalistischen Auftrag. Der spielt auch eine Rolle: Ich informiere die Leser. Mir geht es immer um die Bilder. Ich bin nicht dort, weil ich diesen Adrenalin-Kick suche. Mit Mitte zwanzig ist der Abenteuergedanke reizvoll. Niemand sollte behaupten, er mache das, weil er die Stimme jener Menschen sei, die keine Stimme haben. Dieses Blahblah glauben die Leute sogar. In Wahrheit wissen viele Fotografen nicht, warum sie das tun und sagen dann so etwas. Bei mir ist es der journalistische Auftrag, das Abenteuer (ich mache aufregende Dinge). Und außerdem glaube ich, dass ich nicht richtig normal bin. Jeder hat etwas, wovor er weg läuft. Ich flüchte von der Beliebigkeit, davor, dass ich mein Leben so lebe wie alle anderen.

fotoMAGAZIN: Was war Ihr erster Schritt in eine Krisenregion?

Bangert: Das hat sich so entwickelt. Man wacht nicht morgens auf und beschließt, Kriegsfotograf zu werden. Kriegsfotograf ist sowieso ein schrecklicher Begriff, weil die Menschen dann immer an Cowboy-Typen denken. Es gibt sowieso keine Fotografen, die nur den Krieg fotografieren.

fotoMAGAZIN: Ist das Risiko vor Ort für Sie immer einzuschätzen?

Bangert: Manchmal merkt man erst hinterher, dass etwas ganz schön heiß war. Entscheidend bleibt, ob ich gute Bilder bekomme. Da ist es nicht wichtig, ob der Fotograf gefährliche Dinge erlebt. Wenn seine Bilder gut sind, hat es sich gelohnt.

fotoMAGAZIN: Haben Sie Ihre Strategien, im Umgang mit der Gefahr über die Jahre verändert?

Bangert: Man kann alles besser einschätzen. Ich muss sowieso nicht immer dort sein, wo es knallt. Wie viele Bilder von Typen mit Kalaschnikows kann man fotografieren? Man sollte sich vom Bild leiten lassen, nicht von der Gefahr. Bei mir ist das reine Intuition. Es

gibt heute keine Front mehr und auch keine Schlachten im klassischen Sinne. Das ist nicht wie im Zweiten Weltkrieg oder in Vietnam. Heute ist das Chaos. Du fährst durch die Gegend und hinter Dir knallt es. Alles ist in Bewegung. Wir arbeiten mit Leuten, die vor Ort leben, mit den sogenannten Fixern – unseren Helfern bei der Suche. Wir fallen nicht aus einem Flugzeug und laufen dann rum wie die Irren.

fotoMAGAZIN: Im Zeitalter der Citizen Reporter stehen in Krisensituationen Menschen mit Handy bereit und fotografieren. Sie stellen das ins Netz, bevor die ersten Journalisten auftauchen. Verändert das Ihren Beruf?

Bangert: Die Nachfrage hat sich verändert, jedoch nicht negativ. Wenn ich einen Auftrag bekomme, will die Publikation einen ausgebildeten Journalisten, der weiß, was er tut, hohe Qualität liefert, ethische Ansprüche hat und professionell arbeitet.

fotoMAGAZIN: Die Glaubwürdigkeit scheint mir hier entscheidend und kritisch. Sonst taucht plötzlich ein Bild auf, dessen Quelle niemand kennt ...

Bangert: Ganz klar: Es geht um Qualität, Autorenschaft und Kontext. Der Leser muss dem Autor der Bilder vertrauen können. Der Kontext ist entscheidend: Wie werden die Bilder wo und wann veröffentlicht? Es ist ein großer Unterschied, ob Bilder bei Facebook, YouTube oder der New York Times erscheinen. Die New York Times hat einen Namen zu verlieren. Dort bemüht man sich sehr, alles richtig zu machen. Bei Facebook ist das völlig egal.

fotoMAGAZIN: Ist für Sie alles fotografisch darstellbar oder gibt es einen Punkt, an dem Sie sagen: Das zeige ich jetzt nicht?

Bangert: Diese Grenze existiert in meinem Kopf, das muss ich von Fall zu Fall entscheiden. Hier kann man sich nicht hinsetzen und Regeln aufschreiben.

fotoMAGAZIN: Bereuen Sie eine Ihrer Aufnahmen?

Bangert: Überhaupt nicht. Wenn etwas

passiert ist und ich war dabei, dann muss ich das Foto anderen zeigen. Und wenn ich nicht fotografiere, darf ich nicht zu diesen Orten reisen. Ich bin ja kein Tourist!

fotoMAGAZIN: Was möchten Sie mit Ihren Fotos bewirken?

Bangert: Am wichtigsten ist, dass mein Bild veröffentlicht wird. Sonst wäre das so, als ob ich das Foto nie gemacht hätte. Ich hätte meinen Auftrag nicht erfüllt. Die Leute müssen die Bilder sehen. Ich will damit kommunizieren. Mein Ziel ist es, Bilder zu machen, die etwas auslösen. Was das ist, liegt beim Betrachter. Da hat auch dieser eine Verantwortung. Das kann und will ich nicht steuern.

fotoMAGAZIN: Welchen Sinn hat es, beim World Press Photo-Wettbewerb Auszeichnungen für das beste Bild vom Tod zu vergeben?

Bangert: Ich nenne ihn den „Wer fotografiert die schönste Leiche“-Wettbewerb. In seiner momentanen Form macht der World Press Photo-Contest keinen Sinn.

fotoMAGAZIN: Sie haben bereits selbst mitgemacht und einen Preis gewonnen.

Bangert: In den letzten Jahren bin ich aber zu dem Schluss gekommen, dass das falsch war. Das ist eine Massenveranstaltung mit komplett unterschiedlichen Geschichten, und der ganze Kontext ist falsch!

fotoMAGAZIN: Kann man bei all dem Elend, der Korruption, dem menschlichen Fehlverhalten ein optimistischer Mensch bleiben?

Bangert: Sie sollten nicht denken, dass wir ständig von Leiche zu Leiche laufen. Wir verbringen viel Zeit voller Langeweile und haben auch lustige Momente. Doch plötzlich geht dann alles rasend schnell und es wird sehr ernst. Interview: Manfred Zollner

*Christoph Bangert (*1978) hat an der FH Dortmund und am International Center of Photography in New York Fotografie studiert. In diesem Jahr erschien sein Bildband „War Porn“ (Kehrer Verlag), der uns den Krieg in aller Brutalität zeigt.*

„Es gibt heute keine Front mehr und keine Schlachten. Du fährst durch die Gegend und hinter dir kracht es.“